passen Vogelaugen zusammengekommen ist. Sie wurde neulich in ihrer Heimatstadt von einem Polizisten angegriffen, dem ihre männliche Art in Haltung und Gebärde verdächtig erschienen war, trotzdem sie seit vielen Monaten schon erstenmal wieder weibliche Kleidung trug. Auf der Polizei erklärte die Vagabundin, daß sie ursprünglich in einem Kloster Lehrerin gewesen sei, daß sie aber das Unterrichten sehr bald satt bekommen und ein vieles landstreicherisches vorgezogen hätte. Mit Hinblicken lebhaftester Sympathie sprach Miß Lane von den Genossen ihres abenteuerlustigen Lebens auf der Landstraße. „Es sind ganz prächtige Burschen darunter," so erklärte Miß Lane voll Begeisterung. „Ich bin von diesen Männern niemals respektlos behandelt worden und habe zu diesen freiheitsdurstigen Menschen, die sich keinem Zwang beugen wollen, mehr Vertrauen als zu den meisten gesitteten Städtern." Miß Lane wurde natürlich sofort wieder freigelassen und ist nun in St. Louis das Ereignis des Tages. Auf freundliches Zureden wohlwollender und einflußreicher Bürger der Stadt hat sich die ehemalige Lehrerin zwar entschlossen, wieder zu unterrichten; aber sie hat nur versprochen, so lange auszuharren, bis der alte Wandertrieb sie wieder und geordneten Verhältnissen auf die abenteuerliche Landstraße führt.

Auch eine Kriegssorge.

„Ja, ja," äußerte ich, als ich die beiden schlanken Backfischen, vierzehn und sechzehn Jahre alt, mit ihrer Mutter in den Straßenbahnwagen einsteigen sah, zu letzterer, die neben mir ihren Platz fand: „Es wächst alles heraus!" Die lange ist es her — da ließen sie mit Bergen Fleischen zur Schule — und nun? Da merkt man, daß man älter wird!" — Ich hatte die beiden Strauchfeinen ehedem als Abc-Schützen in der Klasse gesehen.

Das Gespräch ging hin und her und kam, wie natürlich, auch auf den Krieg. Und die Mutter, — an ihrer eleganten Kleidung sah man, daß sie etwas Besseres vorstellen wollte und nicht den Unsemmitteln zugerechnen war, wiewohl ihre Sprache die Frau aus den unteren Schichten verriet —, die Mutter seufzte mit einem Blick auf die Töchter: „Ach, der Krieg! Was ist das für ein Unglück für solche Mädchen, gerade so wie meine! All die jungen Leute im passenden Alter, die für sie in Betracht kämen, die gehen draus!" —

Ich war im ersten Augenblick betroffen. Denn ich muß gestehen, von dem Gesichtspunkt aus, wie diese Mutter heranwachsender, bald heiratsfähiger Töchter, hatte ich den Krieg, seine Begleiterscheinungen und Folgen noch gar nicht ins Auge gefaßt! Aber dies Wort gibt zu denken. Es ist eine Stimme aus dem Volke. Es zeigt, daß noch immer für die breite Masse hinsichtlich der „Versorgung" der Mädchen in erster Linie an — die Verheiratung" gedacht wird, daß im unversöhnlichen Volksempfinden der außerhäusliche, der Erwerbsberuf der Frau als das gilt, was er ist: ein Nothebelf. Denn der Mutterseufzer, er schloß auch hier: „Die Erna geht jetzt in die Handelsschule — und Olsern die Ella auch. Da müssen sie dann später sehen —!"

Und ich glaube bestimmt, so wie diese Mutter, denkt die Mehrzahl der Kleinbürgerfrauen. Sie sehen in dem Kriege nicht bloß den Würger unserer Besten, den Vernichter nationalen Wohlstands, den Zerstörer von Vaters-, Vater-, Familienglück des gegenwärtigen Geschlechts; sie sehen in ihm schon den Räuber zukünftigen Familienglücks. Und von ihrem Standpunkt aus, der ihr Heilsame, das auch der Krieg mit sich bringt, außer acht läßt, haben sie damit recht. Eine, vielleicht mehrere Generationen von Mädchen werden von vornherein auf dereinstiges Ehemlück verzichten müssen, ungezählte Frauen in nächster Zukunft ganz auf eigene Kraft gestellt sein. Und rein wirtschaftlich betrachtet, ergeben sich daraus neue, veränderte erweiterte Aufgaben für dessen Erzieher. Noch unendlich tiefer, noch unendlich vielseitiger wird die Frauenbildung für die Zukunft gestaltet werden müssen, und ihre Aufgaben werden um so schwieriger sein, als die Gegenwart ja gezeigt hat, daß auch die Frau der Zukunft der spezifisch weiblichen Künste und Fertigkeiten nimmer entraten darf. —

Ja, noch weit mehr als vor dem Kriege wird die „Frauenfrage" nach demselben eine Frage der ganzen Nation sein! Denn noch viel gewaltiger werden die Forderungen sein, die das Schicksal an die Kraft und Leistungsfähigkeit der Frau auf allen Gebieten stellen wird.

Zwei Mütter.

Die Wiener „Reichspost" bringt folgende kleine Budapester Skizze von „Alfaccus":

Es ist ein düsteres, trauriges Wetter. Der Himmel schwarz wie mit einem Trauertuch behängt. Eintönig fällt der Regen auf den nassen Gehsteig herab. Ich flüchte in ein Dampfschiff-Stationshäuschen am Strome. Am Eingang eine Frau mit umhängter Lebertasche. Der Mann ist eingerückt und sie versieht seinen Dienst. Ein kleines Mädchen spielt mit dem Rapportzettel, den die Mutter soeben unterschrieben hat. Ziffernummern 1300—1330. Einnahme 2 Kronen. — Der Verkehr ist schwach, erzählt die Frau, doch er müsse aufrecht erhalten werden. Und sie sei froh, daß sie wenigstens ihr Brot habe. Ihre Kinder habe sie in dem kleinen Kassenraum, da es ja niemanden gebe, der auf die Kinder zu Hause achtgeben würde. Das älteste ist sechs Jahre alt, das jüngste liegt in der Wiege. Das Schiff ist angekommen, jetzt beginnt ihr Dienst. Sie hat die Billette auszugeben. Die zitronengelben zweiter Klasse zu sechs Heller, die roten erster Klasse zu zehn Heller. Eine elegante junge Dame reicht ihr das Geld. Sie will gerade die rote Karte übergeben, da dringt ein wehklagender Laut aus dem kleinen Kassenraum. Der Säugling ist erwacht und fordert seine Rechte. Die arme Frau schwankt zwischen Dienst und Mutterpflicht. Sie kann ihren Posten nicht verlassen, wie ja auch ihr Mann im Felde — den sie vertritt — ihn nicht verläßt. Doch was sicher sich das Kind um die Dienstvorschriften! In immer höheren Tönen klingt sein Wehklagen hinaus. Die elegante Dame, die vorhin das Billett löste, erkennt sofort die Lage. Sie hat auch einen Mann im Felde, sie ist auch Mutter und hat auch so ein kleines Kind daheim. „Mann fährt das nächste Schiff?" fragt sie. „In zehn Minuten!" — „Ach, da habe ich ja Zeit!" . . . Sie eilt in den Kassenraum. Durch die geöffnete Türe dringt das verzweifelte Schreien des hungrigen Kindes. Die Türe schließt sich. Allmählich wird es drin still. Nach einer Weile tritt die elegante Dame heraus. „Es ist eingeschlafen. Ich habe es gestillt." Mit glückseligem Lächeln sagt sie es und die zwei Mütter sehen sich so vertraut in die Augen, als ob sie die Solidarität aller Mütter in der Sorge für alle Kinder in dieser Minute einer großen Zeit aus tiefstem Herzen durchfühlten.

An die Jugend

richtet Gabriele Reuter mütterliche Worte. Sie wendet sich gerade an die Jugend in gewissem Übergangsalter, die noch nicht reif genug ist, ins Feld zu ziehen, oder daheim im Samariterdienst zu arbeiten, wohl aber schon erfüllt vom Drang, etwas zu tun in dieser großen Zeit. Die Halberwachsenen zwischen 12 und 16 hat sie im Auge und sie versucht diese Jugend, in ihrer glühenden Begeisterung und Hingebungsfähigkeit, in ihrer so leicht verletzlichen Seele in ihrem Tatendrang. Sie erkennt auch die eiserne Härte, die sie geben vielleicht noch auf lange hinaus einer schweren Zukunft entgegen, die Knaben, die heute 14 und 16 sind, werden vielleicht morgen und übermorgen zu Kämpfern heranzuwachsen sein. Sie schreibt: „Niemals ist es in der Weltgeschichte eine so hohe und heute Aufgabe an Kinder gestellt worden, wie sie nun vor unseren deutschen Knaben und Mädchen steht" . . . . . Sind wir nicht in diesem Augenblick von geistigen Wundern und Zeichen umgeben? Aus nüchterner Klugheit und zweifelsüchtiger Kleine, aus Tagesgeschäftigkeit und Nörgelei ist unser Volk mit einem Schlage emporgerissen zu einem machtvollen Willen und himmelhoch schlägt die Flamme seiner seligen Opferlust empor. Gibt es noch Tiefen, vor denen uns graut? Gibt es Höhen, die wir zu erringen fürchten? Fühlen wir nicht alle in uns eine Liebe erwachen, die stärker, entschiedener, allumfassender ist als alles, was wir bis dahin fühlten? Brennt sie nicht auch in euch, ihr Knaben und ihr Mädchen? — Drängt und treibt sie nicht in eurem Blut, in eurer Seele und will sich nicht genügen lassen mit dem Leben bis heute? Will sie nicht Taten tun, wie noch nie getan wurden? Will sie nicht Opfer bringen, wie sie noch nie gebracht wurden?

Nervöse Kinder und der Krieg.

Eine beherzigenswerte Mahnung, vor Kindern manche Einzelheiten der kriegerischen Ereignisse nicht zu ausführlich zu besprechen, findet sich in Mitteilungen über nervöse Störungen bei Kindern, die Dr. Otto Katz in der Berliner Klinischen Wochenschrift macht. Dr. Katz beobachtete eine auffallende Häufung von sonst verhältnismäßig seltenen nervösen Störungen bei Kindern während der Kriegszeit. Es handelt sich um „Angstzustände", deren Bild fast völlig den bei Erwachsenen so häufig beobachteten Zuständen gleicht. Die Kinder waren ganz gesund und fangen nun plötzlich an, scheu auszusehen. Sie werden blaß, schlapp und zeigen einen müden Gesichtsausdruck, der unzweifelhaft eine leichte „melancholische" Beimischung hat. Der Appetit fehlt; von Zeit zu Zeit hören die Kinder zu spielen auf, kommen vor sich hin oder laufen unruhig hin und her. Dann beginnen sie wieder ihre Beschäftigungen; doch eins der Kinder, ein Mädchen von 6 Jahren, das früher viel gespielt hatte, spielte jetzt überhaupt nicht mehr. Von vielen Müttern stellten die Eltern die Verschlimmerung auf, daß die Kinder sich sehr über den Krieg erschrocken hätten, und auch in andern Fällen ergab sich dieselbe Ursache. Es war zwar nicht immer der Krieg an sich, oder Einzelheiten, die sie zu hören bekommen hatten, hatten auf die Kinder gewirkt, sondern die Erzählungen von Greueltaten. Die Kinder stammen alle von „nervösen" Eltern; bei dem schwersten Fall lag eine ernstere Belastung von seiten der Mutter vor. Läßt man sich nun von den Kindern eine genaue Schilderung dessen geben, was in ihnen vorgeht, so beschreiben sie ihre Empfindungen ungefähr folgendermaßen: „Ich bekomme plötzlich solche Angst, und wenn das dann eine Weile gedauert hat, dann habe ich keine Angst mehr." Bei der Frage, worüber sie sich ängstigen, bekam der Arzt zweimal die Antwort, sie müßten an die und die Greuelsat denken, die ihnen erzählt worden sei. Auf die Frage, ob sie denn immer daran denken müßten, antworteten sie: „Nein, jetzt nicht mehr, jetzt weiß ich oft nicht mehr, weshalb ich Angst habe." Sie schildern dann ein ganz undefinierbares Angstgefühl. Unzweifelhaft hängen diese Zustände mit psychischen Störungen zusammen, die die Kinder durch Erzählungen vom Kriege erlitten haben. Die Behandlung, die in erster Linie natürlich eine psychische sein muß, hatte in fast allen Fällen gute Erfolge, und die Symptome verschwanden wieder. Nur bei dem besonders schweren Fall des jüdischen Mädchens war der Zustand hartnäckiger und besserte sich nur sehr allmählich.

Ein weiblicher Bäckergeselle.

Vor der Jenaer Bäckerinnung hat Frl. Klara Grimm aus Rothenstein, die seit der Mobilmachung das Geschäft ihres Bruders führt, die Gesellenprüfung im Bäckerhandwerk mit Erfolg abgelegt.

Knackmandeln.

Lösung des Rätsels aus Nr. 2:
„Drei-Königszusammenkunft in Malmö".

Wir haben so viele richtige Rätsellösungen erhalten, daß wir wegen Raummangels nicht in der Lage sind, die Namen der Rätsellöser zu veröffentlichen.

Die Prämie:
„Der Mitgiftjäger",
Roman von Leon de Tinseau
entfiel auf **Frih Fischer**, hier.

Akrostichon.

Es sind 14 Wörter zu suchen von der Bedeutung unter a. Von jedem dieser Wörter ist durch Umwandlung des Anfangsbuchstabens ein anderes Hauptwort zu bilden von der Bedeutung unter b. Die Anfangsbuchstaben der Wörter unter b bezeichnen ein wichtiges Ereignis im gegenwärtigen Kriege.

a.		b.
1.	Kirchliches Fest	— Blumen.
2.	Empfindung	— Charakterzug.
3.	Kopfbedeckung	— Vogel.
4.	Umschlossener Raum	— Form des Wassers,
5.	Getränk	— Nahrungsmittel.
6.	Schlingpflanze	— Teil des Baumes.
7.	Putter	— männl. Vorname.
8.	Nutzland	— Baum.
9.	Musikinstrument	— Nest.
10.	Baum	— feines Gewebe.
11.	Möbelstück	— Wassertier.
12.	Farbstoff	— Stück Land.
13.	Körperteil	— geogr. Bezeichnung.
14.	Insekt	— weiblicher Vorname.

Prämie:
„Buch der Liebhaber-Künste"
v. Viktor Achenbach, eleg. geb.

Die Auflösung erfolgt in der nächsten Sonntags-Nummer. Lösungen müssen spätestens bis nächsten **Dienstag früh** an die Redaktion des „General-Anzeiger" mit der Aufschrift „Rätsel-Lösung" gelangt sein.

Skataufgabe.

(a b c d die 4 Farben: A Ass, D Daus; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die 3 Spieler.)

Bei einem soliden Landwehrfest im Frühjahr erhielt M., der Mittelhandspieler, nachstehende Karte:

aB; bK, 9, 8, 7; cK, 9, 8, 7; dA.

Deutsch.

Französisch.

Treff-Bube. Picque-König, Picque-Neun, Picque-Acht, Picque-Sieben; Coeur-König, Coeur-Neun, Coeur-Acht, Coeur-Sieben, Carr.-As.

M hat lange kein Spiel gehabt und will nun ein b-Handspiel (Grün-Solo) riskieren. Aber V, der dick im Glück sitzt, lächelt nur überlegen, als M energisch zu reizen beginnt und meint: „Hungerleben. Du verhnalst Dein bischen Munition ganz nutzlos, als wärst Du bei der belgischen Artillerie in die Lehre gegangen. Gegen meine 4er Bombenkarte kannst Du nicht ankommen. Die soll mir wieder eine Million Kriegs-Entschädigung einbringen. Ich habe Grand." — Aergerlich erwidert M: „Erstens heißt es nicht Grand, sondern auf gut deutsch Großspiel und zweitens habe ich aufgedeckten Null oder wie die alten Griechen sagten, Null uwähr. Da drüber kannste nich!" V mußte passen. Natürlich, nur ein deutscher Landwehrmann hat den Mut, offen Null mit einem blanken Daus und einem blanken Jungen zu riskieren. Aber das Glück hilft dem Tapferen. M gewinnt das Spiel und behielt als Kriegsbeute die Millarde ein, die V schon als sein eigen betrachtet hatte. Wie war Kartenverteilung und Gang des Spiels?

Verlag und Druck: General-Anzeiger für Halle und die Provinz Sachsen. Verlag von Gebrüder Huck, Halle a. S. — Verantwortl. Redakteur: Konrad Pohl, Halle a. S.

Hallesche Familien-Blätter

Wochen-Beilage
des General-Anzeigers für Halle und die Provinz Sachsen.

Nr. 3 — Halle a. S., Sonntag, den 17. Januar — 1915

Aber der Krieg läßt die Kraft erscheinen,
Alles erhebt er zum Ungemeinen.
Selber dem Feigen erzeugt er den Mut.
Schiller.

Die Russenglocke.

Von **Paul Rosenhayn.**

Als die deutschen Infanteristen das saubere ostpreußische Dorf verließen, hielt der dicke Unteroffizier Kalkudrigkeit die Abschiedsrede. „Kinder," sagte er, „in einer halben Stunde liegen wir in unserem Schützengraben. Da werden wir wahrscheinlich mit stiller Wehmut an Euren Kloß denken, und die Tränen werden uns in den Augen schimmern, wenn wir uns Eurer holden Eisbeine erinnern. Habt vielen Dank. Und verlaßt Euch auf uns, wenn's Euch mal schlecht geht. Adieu, Kinder." Und unter dem Tücherschwenken der Zurückbleibenden marschierte die Kompagnie hinaus nach Nordosten, ins freie Feld, in den Kampf.

Die Jugend begleitete die Ausziehenden noch ein Stückchen, bis zur Dorfgrenze, wo die Heide anfing. Dann verhallte der Gesang der Soldaten allmählich in der Ferne, und nur hie und da tat der Wind ein paar Töne herüber. „Muß i denn, muß i denn . . ." Im stillen Kämmerlein aber trocknete sich manches Marjellchen heimlich die Augen. — —

„Die Russen kommen!"

Wie eine Stafettenbotschaft lief die Kunde von Haus zu Haus. Durchs ganze Dorf. Der alte Briefträger, der aus dem nahen Städtchen seinen Bestellgang täglich einmal hierher machte, hatte die Meldung gebracht. Er selbst hatte die Feinde zwar nicht gesehen, denn er hatte sich sehr beeilt, um den Andringenden zuvorzukommen. Und was das Schlimmste war: es sollten Kosaken sein.

Zuerst dachte man an Flucht. Dann kam der Bürgermeister und redete den Leuten gut zu. Fliehen? Hier im Norden das Schlachtfeld, hinten, rechts, links — wer wußte das — die Kosaken! Nein — da war es schon das beste, man blieb zu Hause. Da hatte man doch ein Dach über dem Kopf und Brot im Schrank. Sie würden einen nicht gleich umbringen. „Das laßt mich nur machen, Kinder. Ihr wißt: ich spreche ein bischen russisch. Auf alle Fälle bringt Eure Kostbarkeiten in Sicherheit." Darauf begann ein lebhaftes Arbeiten mit Hacke und Spaten, und eine Stunde später lag manches Zwanzigmarkstück unter Schweinetrögen, Wagenschuppen, Misthaufen und anderen landwirtschaftlichen Gegenständen. Dann trat eine große Stille ein. Schon atmete alles erleichtert auf: vielleicht, daß die Kosaken einen anderen Weg eingeschlagen hatten . . .

Der Abend kam. Der Mond stieg silbern herauf und beleuchtete eine weite friedliche Ebene. Da, plötzlich, ein Ton wie Pferdegetrappel. Die Einwohner rissen die Fenster auf: Eine Schwadron Kosaken ritt lärmend ein.

Vor dem Gemeindehause stieg der Kosakenobrist vom Pferde. In demütiger Haltung kam schon der Bürgermeister hervor und begann eine Rede auf russisch: „Herr Oberst . . . unser bescheidenes Dorf . . ."

„. . . Schonn gutt, schonn gutt," unterbrach ihn der Oberst, „seine Reddensarrten. Essenn herr!" Und sporenklirrend schob sich seine mächtige Figur ins Zimmer, wo die Frau Bürgermeisterin gleich darauf eigenhändig eine mächtige Schüssel voll Suppe präsentierte.

Und zur selben Zeit war in allen andern Häusern des Dorfes ein allgemeines Schlingen und Schmatzen.

„Serr gutt," sagte der Oberst anerkennend und schob seinen Teller zurück. „Serr gutt, Nun sage mir noch ejns, Herr Bürgermeister: sind deutsche Soldaten da?"

„Nein, Herr Oberst," beeilte sich der Bürgermeister zu erwidern.

„Und waren auch keine da?"

„Nein," war die zögernde Antwort.

„Du lügst, Herr Bürgermeister! Habbe ich erfarren, es warren deutsche Soldaten birr, was sind abgezogen errst heute früh! . . . Du, hörre, ich merrke, du konspirrirst mit ihnen! . . . Michael Michaelowitsch," wandte er sich an seinen Adjutanten, „laß sofortt Ordre gebben, das Dorf zu umstellen. Keiner von diesen verfluchten Bauern darf hinaus. Geh, Michael Michaelowitsch." Und dann wandte er sich an den zitternden Gemeindevorstand: „Du, Herr Bürgermeister," läßt jetzt gleich austrommeln: kein Birrger dieses Dorrfes darf bis morgen früh zehn Uhr den Haus verrlassen! Ober, er wird sofortt tottgeschossen. Wer ein Signal gibt, vielleicht vom Hausdach, wird tottgeschossen. Ibberhaupt, es wird alles tottgeschossen. Damit erhob er sich. „Komm mit, Herr Birrgermeister, werde ich rreevisieren gehn." Damit schnallte er seinen Säbel um und klirrte an der Seite des Bürgermeisters auf die nächtliche Dorfstraße hinaus.

Am östlichen Himmel stand ein roter Feuerschein. Irgendwo mochte ein Dorf brennen. Ein verwehtes Geräusch wie fernes Gewehrgeknatter, untermischt vom dumpfen Grollen einer fernen Kanonade, klatterte herüber.

Die Beiden waren angefähr an der Dorfgrenze angelangt, als ein russischer Zuruf ihnen Halt befahl: „Stoj". Der Lauf eines Kosakengewehrs blitzte auf. Aber schon im gleichen Moment mochte der Kosak seinen Vorgesetzten erkannt haben; er parierte sein Pferd und ritt davon.

„Zurück ins Dorf," sagte der Oberst. Sie gingen mit hallenden Schritten durch die dunkle Dorfstraße in der Richtung nach dem Marktplatz, vorüber an den dunklen Häusern, hinter denen hinter Scheiben der Bürgermeister das Pochen der geängstigten Herzen zu hören glaubte. Plötzlich deutete der Oberst mit einem Ruck auf ein Haus an der andern Seite. Aus dem erleuchteten Erdgeschoß drang der heisere Gesang betrunkener Männer. Der Oberst stürmte auf das Haus zu und pochte mit dem Säbel an die Scheiben, daß sie klirrend zersprangen. „Wollt Ihr ruhig sein, Schweinehunde," schrie er auf russisch. Der Gesang verstummte im Nu, und im nächsten Augenblick erlosch das Licht.

Die Straße führte sanft bergan. Dort oben lag auf einem Hügel das Dorfkirchlein. Die Beiden schritten darauf zu. Der Oberst blickte hinauf und nickte: Dort umfreite eine Kosakenabteilung in regelmäßigen Abständen das Gotteshaus. Der Oberst winkte den wachhabenden Offizier herbei. „Daß mir keiner von den Bauern die Kirche betritt!" herrschte er ihn an. „Bei Todesstrafe! Die Halunken möchten natürlich an den Glockenzug heran und um Hilfe läuten!

Dann ließ er sich nach Hause führen und begab sich zur Ruhe.

Es mochte in diesem Dörfchen kaum einen Deutschen geben, der in dieser Nacht die Augen zutat. Selbst als die Kosaken längst in den tiefen Schlaf der Trunkenheit gefallen waren, da drängten sich noch angstvolle Gesichter an die Scheiben und starrten mit brennenden Augen hinaus auf die dunkle Straße. Dort drüben, kaum eine halbe Stunde weit . . . dort lagen die deutschen Freunde. Wenn man ihnen eine Nachricht schicken könnte, einen Boten, einen Hilferuf — sie würden kommen wie der Wirbelwind und die verhaßte fremde Brut davonjagen.

Es gab keine Möglichkeit. Der bloße Versuch war der sichere Tod. Denn eine dichte Postenkette sperrte dieses Dorf von der Welt ab, und kein Mäuschen konnte hindurchschlüpfen . . . Ja, wenn einer hineindringen könnte in die Kirche und die Glocken läuten! Die würden hinüberschallen zu den deutschen Brüdern und ihnen Kunde geben von dem Unglück, das dieses arme Dorf betroffen hatte. Aber auch das hatten die abgeleimten Strauchdiebe unmöglich gemacht. Die Kirche war dicht bewacht, der Glockenstrang unerreichbar. Ja, der bloße Gedanke war heller Wahnwitz . . .

Ueber die Dorfstraße bewegte sich eine schattenhafte Gestalt. Vor dem Hause des Bürgermeisters — dem Heim des Kommandanten — machte sie Halt. Eine Hand wurde erhoben: eine Frage an den Posten. Der lachte und wies mit dem Daumen nach rückwärts. „Der Oberst schläft!" Der andere lachte ebenfalls und trollte sich. Auf den Zehenspitzen ging er langsam an den Häusern entlang. Vor dem ersten blieb er einen Augenblick stehen und tat einen Pfiff.

Da wurde es lebendig.

Der Kosak ging weiter, Haus für Haus, und pfiff. Da lamen sie aus den Häusern, die Kosaken, und rotteten sich zusammen. Einer hinter dem andern. Sämtlich bewaffnet.

Beim Hause des Dorfarztes fingen sie an. Der Wirtschafterin blieb der Schrei in der Kehle stecken angesichts der vielen Männer mit den blitzenden Messern. Die Schützen die Truppe hinauf; mit Beute beladen kehrten sie bald zurück.

Und dann ging es weiter. Fast lautlos wälzte sich die Schar vorwärts. Ab und zu ein unterdrückter Schrei. Das Knacken eines Hahnes, das Klirren einer Fensterscheibe. Eiliges Getrappel auf Treppen und Höfen, leise Flüche, das Rücken von Möbelstücken. Poltern, Trampeln, Scheichen und Zerren von Gegenständen und Körpern. Dazwischen flehende und bittende Laute. Dann Stille. Unheimliche Stille. Die Kosaken bei der Kirche waren abgesessen und schauten neiderfüllt hinunter auf das Treiben ihrer Kameraden, an dem sie nicht teilnehmen konnten. Denn die Angst vor dem Obersten lähmte selbst die Gierigsten.

Bleich, mit gerungenen Händen, standen die Einwohner inmitten ihrer ausgeraubten Zimmer und schauten hilflos und verzweifelt auf das Bild der Verwüstung. Waren sie denn ganz verlassen? Gab es niemanden, der ihnen zu Hilfe kam? Ahnte niemand etwas von ihrem Unglück? Da — plötzlich — ein seltsamer, wohlbekannter und doch atemraubender Ton: durch die Stille der Nacht drang das Läuten der Kirchenglocken.

Machtvoll schwollen die Klänge an, brachen dann seltsam plötzlich wieder ab, setzten wieder ein, verstummten auf einmal, begannen mit einem Ruck aufs neue und verhallten in langem Crescendo.

Im nächsten Augenblick wurde es laut auf der

Gedenktage der Woche.

17. Jan. 1812 Der Politiker Ludwig Windthorst in Osterkappeln * (1891 †).
1833 Friedrich König, Erfinder der Buchdruckschnellpresse, in Oberzell bei Würzburg † (1774 *).

18. Jan. 1701 Kurfürst Friedrich III. von Brandenburg nimmt als Friedrich I. die Königswürde an. Stiftung des Schwarzen Adlerordens.
1871 Proklamation von Versailles: Wilhelm I., König von Preußen, wird Deutscher Kaiser.

19. Jan. 1576 Der Dichter Hans Sachs in Nürnberg † (1494 *).
1736 James Watt, Verbesserer der Dampfmaschine, in Greenock * (1819 †).
1826 Der Hüttenkenner Gustav Herdberg in Halle * (1907 †).
1836 Generalfeldmarschall Gottlieb Graf v. Haeseler auf Gut Harnekop bei Wriezen *.
1871 Niederlage der französischen Nordarmee bei St. Quentin. Schlacht am Mont Valerien.

20. Jan. 1813 Christoph Martin Wieland in Weimar † (1733 *).
1880 Der Staatsmann Jules Favre in Versailles † (1809 *).
1890 Der Komponist Franz Lachner in München † (1803 *).

21. Jan. 1793 Hinrichtung Ludwigs XVI. von Frankreich (1754 *).
1815 Matthias Claudius in Hamburg † (1740 *).
1831 Der Komponist Albert Lortzing in Berlin † (1801 *).
1872 Der Dichter Franz Grillparzer in Wien † (1791 *).

22. Jan. 1729 Der Dichter Gotthold Ephraim Lessing zu Kamenz i. d. Lausitz * (1781 †).
1849 Der schwed. Dichter August Strindberg in Stockholm * (1912 †).

23. Jan. 1761 Der Dichter Friedrich v. Matthisson in Hohendodeleben bei Magdeburg * (1831 †).
1840 Der Physiker Ernst Abbe in Eisenach * (1905 †).

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191501178/fragment/page=0001

Straße. Flüche, Kommandorufe. Halbangekleidet kam der Oberst auf seinem Rappen herangesprengt, hinter ihm Offiziere. In rasendem Tempo ging es hinauf auf den Berg, zur Kirche, von deren Turm noch immer die Glocken in seltsamem Rhythmus läuteten.

„Hundesohn," herrschte der Oberst den ersten Kosaken an, außer sich vor Zorn, „wer läutet da die Kirchenglocke?"

Der Kosak, der totenbleich im Kirchenportal stand, bekreuzigte sich und stammelte: „Wir wissen es nicht, Herr Oberst. Kein Mensch ist in der Kirche!"

„Du lügst, du Schuft!"

„So wahr ich Gott liebe," beteuerte der Kosak, an allen Gliedern zitternd. „Meine Kameraden werden es bezeugen. Wir haben alle Türen bewacht. Kein Mensch ist hineingedrungen." Der Oberst stieß mit einem Tritt die Tür auf, die krachend zurückflog, und stürzte in die Kirche.

Licht her!"

Die Offiziere sprangen ihm auf dem Fuße. Er rannte bis in die entgegengesetzte Ecke, in der der Glockenstrang herniederhing. Mit einem Fluch fuhr er zurück. Dort standen zwei Kosakenpferde und kauten gemächlich am Glockenseil. Die hungrigen Tiere mochten in dem armseligen Tau immerhin eine begehrenswerte Nahrung erblickt haben. Mit ein paar Schlägen trieb der Oberst die Pferde hinaus. „Wem gehören diese Pferde?" Die beiden Kosaken traten mit schlotternden Knien vor. „Ihr Hunde! Ihr erlenden . . ." Er konnte den Satz nicht vollenden. Aus der Ferne kam in diesem Augenblick ein langgezogener Ton: Das Angriffssignal der Deutschen. „Verflucht!" Mit einem Satz sprang der Oberst auf sein Pferd und jagte die Dorfstraße hinunter. Die Offiziere, in rasender Flucht hinterdrein. Im Nu war die Dorfstraße übersät mit tausenden von gestohlenen Gegenständen, die die Fliehenden in ihrer Todesangst von sich geworfen hatten. Gleich darauf brauste deutsche Kavallerie heran und setzte den Feinden nach. Die Glocke aber hieß fortan „Die Russenglocke".

Der Talisman.

Skizze von **Anna Lahr.**

„Schon mal so was Thörichtes gesehen?" fragte Doktor Hellmuth den jungen Kriegsfreiwilligen Franz Lübben, mit dem er in der Menge eingeteilt, zufällig vor einem Juwelierladen stehen geblieben war.

Sie waren beide schon in Feldgrau, in neuen, sauberen Uniformen, die noch kein Schlachtfeld gesehen hatten.

„Was denn?" fragte der andere.

Der Arzt zeigte mit dem Finger in das Schaufenster. Da lag zwischen dem scharfen Facettenglanz der Goldseine und dem weichen Schimmer der Perlen eine Reihe mattsilberner Münzen. „Amulette für Kriegsteilnehmer", stand auf einem Pappschildchen davor.

Der junge Mann lachte: „Sinnig!"

„Besonders empfehlenswert gegen Artilleriefeuer, nicht? Kindereien!"

Der Strom der Menschen war inzwischen nach kurzer Stockung weitergeflutet und stante sich nun irgendwo anders um einen neuen Extrablatt.

Auch die beiden wurden im Gedränge mit fortgeschoben.

Eigentlich war man ja schon ein bißchen müde in den Knochen; die Uebungen hatten's in sich, das war doch noch anders als Turnstunde! Aber wenn dann der Abend kam und all das Leben durch die Stadt flutete, all das Leben, das man vielleicht in diesen Tagen zum letzten Male mitlebte, da litt es einen doch nicht auf der Stube, mochten es einem die Quartierleute auch noch so behaglich machen. Und die anderen waren ja auch hier. Wieder und wieder hob sich in dem Gewühl eine Hand grüßend an eine Mütze, und unter der Mütze war meistens ein bekanntes Gesicht.

„Zehntausend Russen gefangen! Zehntausend Russen!" klang es rundum.

Die beiden hatten auch ein Blatt erhascht, und nun standen sie und lasen es zusammen.

Seltsam, man konnte sich doch noch nicht recht vorstellen, daß man vielleicht binnen kurzem auch schon mit dabei sein würde, wenn wieder zehntausend Russen gefangen würden.

* * *

So, das wäre getan. In dem Koffer lag nun Franz Lübbens ganzer Zivilmensch, den er ausgezogen hatte und nach Hause schickte.

Nun blieb nur noch der Soldat übrig. Und morgen ging es fort. Nach Frankreich? Nach Rußland? Wer konnte das sagen?

Da klopfte es.

Auf sein „Herein!" öffnete sich die Tür, und das Mädchen erschien mit einem Brief.

Im selben Augenblick hatte er die Handschrift erkannt und war auch schon an der Tür und hatte den Brief genommen.

Er achtete nicht weiter auf das Dienstmädchen, das sich mit einem verstehenden Lächeln zurückzog, trat unter die Hängelampe und riß, ohne sich erst zu setzen, mit vor Freude ungeschickten Fingern den Umschlag auf. Dabei fühlte er etwas Hartes, Viereckiges, wie ein flaches Schächtelchen.

Doch erst das Geschriebene! Es war kein langer Brief. Aber er machte sein Herz schlagen. Das alte geliebte Leben griff noch einmal mit heißer Hand nach ihm.

Ein paar Augenblicke sah er nichts von dem, was ihn umgab; er sah nur ein feines, bewegliches, blasses Gesichtchen, das beim Abschied zu lächeln versuchte, während die Tränen immer wieder aus den blauen Augen stiegen wie aus zwei Brunnen.

Wie er dieses Gesichtchen küssen wollte, wenn er wiederkam! Wenn — —

Doch das Schächtelchen. Was konnte darin sein? Eine Locke? Eine von den blonden, feinen, die sich

Kriegsgetraut.

Es gab ein ganzer Mensch sich dir zu eigen,
Ein volles Leben legte er in deine Hand.
Du gabst dich mir zurück. Und fortgebannt
Ist jede Not und alle bangen Stimmen schweigen.

Ganz still bin ich vor Glück. Ich atme kaum.
Mein Leben hat sein großes Ziel gefunden.
Nun fürcht' ich nicht des Kampfes tiefste Wunden,
Mir gönnt als Lohn der Zukunft goldner Saum.

Die Morgenröte gönnt's im jungen Tag,
Die heller Sonnenschein auf meinen Wegen.
Im Jubel klingt mein Herz der Schlacht entgegen
So rein und stark wie heller Glocken Schlag.

Noch einmal schau ins Aug' mir unverwandt
Und tief. Und steh' ich einst am dunklen Tor,
Und blitzt aus meinem Blick dein Bild hervor,
Dann legt der Tod die Sense aus der Hand.

immer so widerspenstig aus allen Nadeln und Spangen befreiten und um ihre Schläfen standen? Neugierig ließ er den dünnen Gummiring abschnellen, wickelte das Seidenpapier los, hob den Deckel und — nein, es war keine Locke. Da lag auf rosa Watte an einem langen, weichen Band eine kleine, mattsilberne Münze, ein Talisman!

Der junge Mann lächelte.

Törichtes kleines Mädchen! Glaubte sie denn an den Unsinn? Er hatte sie eigentlich für vernünftiger gehalten.

Immerhin, es war gut gemeint. Belustigt, immer noch lächelnd, ließ er das Amulett mitsamt dem Bande in die Gesäßtasche seines Portemonnaies gleiten.

Um den Hals wurde er es natürlich nicht tragen! Er, ein Mann! Das wäre zu lächerlich gewesen. Aber in der Tasche mitnehmen, so als Andenken — warum nicht?

* * *

Der Wind fuhr in weitausholenden Sätzen um das Bauernhaus, auf dem seit dem Morgen die Fahne des Roten Kreuzes flatterte. Zuweilen setzte er aus, wie um Atem zu holen. Danach stürzte er stärker wieder heran und rüttelte mit doppelter Wut an den Fensterläden.

Der Arzt und die Pfleger drinnen hatten freilich keine Zeit, darauf zu achten. Auch den meisten Verwundeten lag noch zu laut der Höllenlärm der vergangenen Schlacht im Ohr, oder sie hörten überhaupt nichts, vom Morphiumschlaf oder der Qual ihrer Schmerzen betäubt.

Nur ein junger Soldat, der nicht sehr zu leiden schien, lag ruhig mit offenen Augen und lauschte auf den Sturm.

Er war schon in der Frühe hierher getragen. Eine Weile hatte auch er geschlafen. Nun betrachtete er langsam und geduldig alles, was ihn umgab: die Lampen, das große Zimmer, die improvisierten Lagerstätten, die anderen Kranken, die Pfleger, die hin- und hergingen. Vom Arzt, der da an anderen Ende des Raumes hantierte, sah er nur den Rücken.

Wie der Verwundete den Kopf ein wenig wandte, um nach der anderen Seite zu sehen, fühlte er ein Band um seinen Hals. Einen Augenblick dachte er an die Erkennungsmarke. Nein doch, die hing ja schon am Bettpfosten. Ach so, das Amulett! Er trug es nun doch nicht mehr im Portemonnaie. Die es ihm geschenkt hatte, hatte es ja auch anders gemeint, entschuldigte er sich vor seinem Verstande.

Uebrigens — er runzelte die Stirn — wenn man ihm die Erkennungsmarke abgenommen hatte, mußte man das andere auch gesehen haben. Er besann sich nicht darauf, es mußte geschehen sein, während er schlief. Vielleicht hatte der Doktor sogar selber — das war ihm nun keineswegs recht. Der Doktor hätte das eigentlich nicht zu sehen brauchen. Aerzte waren Skeptiker. Die lachten über so was, wie er selber im Grunde ja auch.

Nein, vor dem wollte er gewiß nicht wie ein verliebter Junge dastehen. Da wollte er das dumme Ding doch lieber verstecken.

Er griff nach der Schnur und suchte den Knoten zu lösen.

Aber das ging nicht so leicht. Die feine Fessel spottete der Männerhand. Und dann löste die Bewegung des Armes einen Schmerz aus, daß er innehalten mußte. „Versucht noch mal", stieß er zwischen den Zähnen hervor.

„Ja, was ist denn? Was wollen Sie denn eigentlich? Lassen Sie 's doch sitzen! Das weiche Band kann Sie doch unmöglich drücken!"

So, da war der Doktor selber. Und noch dazu Doktor Hellmuth! Er hatte ihn gar nicht kommen sehen. Nun stand er da neben ihm, und nun war es zu spät.

Aergerlich, beschämt riß Franz Lübben wieder an dem Band, das nicht nachgab. „Ach was, das irritiert mich," knarrte er störrisch. „Es ist doch auch eine Albernheit, einen vernünftigen Menschen mit so einem Anhängsel zu beglücken!"

Der andere stimmte nicht zu. Er lachte nicht einmal.

„Wenn es deswegen ist," sagte Doktor Hellmuth ruhig, „da, sehen Sie her," und er zog aus dem Ausschnitt seines Kittels ein silbernes Kettchen, an dem eine kleine mattschimmernde Scheibe hing: ein Talisman.

Franz Lübben traute seinen Augen nicht: „Auch Sie, Doktor? Ich dächte, Sie hätten doch selber genug darüber gespottet!"

„Ach so, ja, ich erinnere mich. Aber das war damals."

„Damals? Vor vier Wochen?"

„Das meine ich ja. Vor vier Wochen, das ist für mich schon damals. Dazwischen liegt eine Ewigkeit. Für Sie nicht?"

„Doch! Aber das erklärt mir noch nicht, warum auch Sie — — Sie werden mir nicht einreden wollen, daß Sie seitdem gelernt haben, an übernatürliche Beeinflussungen zu glauben!"

„Nein," entgegnete der Arzt langsam, „ich glaube auch jetzt noch nicht daran. Aber darauf kommt es ja auch hierbei gar nicht an, was ich glaube, was wir glauben. Wichtig ist nur, daß meinen Talisman habe? Von einer Frau. Sie lächeln? Ach, die Frau, die ihn mir gab, war nicht jung, nicht schön. Es war eine alte Dame, die sich mir verpflichtet glaubte, weil ich nach ihrer Ansicht einem ihrer Enkel das Leben gerettet habe. Und sie besuchte mich am letzten Abend vor dem Ausmarsch und brachte mir das und flehte mich an, es zu tragen, sie würde sonst keine Ruhe haben. Und ich sollte ihr nicht die Freude machen, nur weil ich weiß, daß es Unsinn ist und mich nicht schützen wird gegen Kugeln und Seuchen?"

Und dann fuhr er ein wenig nachdenklich fort: „Ist nicht im Grunde in jedem menschlichen Herzen so ein Winkel, wo ein Stückchen Aberglaube hängen geblieben ist? Man zeigt ihn nicht, solange es einem gut geht; man scheut den Spott. Kommt aber der Tag der Not, dann schickt der Sterbende, der an den Aerzten verzweifelt, zum alten Schäfer, schleicht die unglückliche Liebende zur Wahrsagerin."

Der Arzt schwieg, und Franz Lübben sah wieder das feine, bewegliche, blasse Gesichtchen. — Hatte der Doktor recht? Hatte sie zu törichtem Zauberglauben ihre Zuflucht genommen, weil sie mit den vernünftigen Mitteln zu Ende, weil sie verzweifelt war? Und wenn sie verzweifelt war, war sie es nicht aus Liebe zu ihm?

Leise trat der Arzt zurück.

Der Kranke bemerkte es gar nicht. Seine Finger umschlossen die kleine Münze, die fest an ihrem Bande hing.

Er versuchte nicht mehr, den Knoten zu lösen.

Für Polens Freiheit.

Novelle von **E. von Winterfeld-Warnow.**

Nachdruck verboten.

Bogdana hatte ihrem Mann alles zurecht gelegt, wie er ihr gesagt hatte: Gewehr und Rucksack und das kurze Beil. Und nun saß sie und wartete. Wartete angstvoll auf das Zeichen, das ihn rufen sollte. Er selbst, ihr Mann, schlief. Er schlief noch, im Stuhl sitzend, einen kurzen Schlummer, um sich zu stärken für die Tage, da an Schlaf nicht zu denken sein würde.

Sie blickte sich in ihrem Zimmer um. Wie glücklich waren sie hier gewesen, im Walde allein! Dambor war Forstwärter. Und da hatten sie gebaut, und ihr Kind war geboren. Und sie war glücklich gewesen. Sie! Er nicht ganz! Immer hatte ein Druck auf ihm gelegen, wenn er von Polen sprach, von ihrem stolzen, schönen Vaterlande, das unter der russischen Knute litt und bebte.

„Heilige Mutter Maria, schütze ihn mir!" Denn jetzt, jetzt war's mit allem stillen Glück vorbei. Polen stand auf! Und Dambor war einer der Eifrigsten, der die heimlichen Versammlungen besucht hatte, der von Dorf zu Dorf gegangen war, um alle aufzurufen zu den Fahnen gegen den verhaßten Unterdrücker, den Russenkaiser! In der Wiege lag das Kind und schlief so süß. Bogdana wäre auch fast ein wenig eingeschlummert.

Doch da! Da war's! Ein Finger klopfte an die Scheiben. Im fahlen Mondlicht sah es aus wie eine Totenhand. Bogdana schrak zusammen. Das Zeichen! Das verabredete Zeichen! Sie mußte ihn wecken.

Noch einmal klopfte der Finger. Die junge Frau stand auf. Ihre Glieder schienen ihr schwer wie Blei. Die Angst wollte sie schier erdrücken. Ihre Hand krallte sich in ihres Mannes Hemd. Sie wollte schreien: „Geh nicht! Bleib' bei mir und dem Jungen!" Aber sie nahm sich zusammen. War sie nicht auch eine Polin? Wollte sie nicht auch, daß ihr Junge in einem befreiten Vaterland aufwachsen sollte? Mit einem Ruck stand sie gerade und rief ihn: „Dambor!" Drückte ihm dann Gewehr und Beil in die Hand und hing ihm den Rock um. „Leb' wohl!"

Einen kurzen Augenblick riß er sie heiß und heftig in seine Arme. „Bog-dana, — von Gott gegeben! Dein Name schütze mich und dich! Leb wohl!"

Der Rufer war schon fort, weiter geeilt zu anderen, einsamen, verstreuten Häusern und Hütten, weiter, um alle zu dem Versammlungsort zu rufen.

Und da kam auch der Priester, der ihre Waffen einweihen, sie segnen sollte, und ihre Sache zu einer heiligen, gerechten weihen durch sein Wort und Gebet. Mit flammenden Worten ermahnte er sie, für die Freiheit des Vaterlandes zu kämpfen, ihre Sache heilig zu halten, und, wenn es sein mußte, dafür zu sterben. Sie hatten ihm Treue geschworen.

Hoch erhoben, das Kruzifix in den Händen, stand er. Das Mondlicht beleuchtete hell sein begeistertes Gesicht, seine flammenden Augen. Und vor ihm knieten alle diese ernsten, begeisterten Männer! Alle die Augen blicken zu ihm auf, und die Hände boben sich zum Schwur für das Vaterland.

In den lithauischen Wäldern tobten die Kämpfe von 1863, diese Kämpfe, in denen ein unglückliches und geknechtetes Volk versuchte, seine Freiheit vom russischen Joch zu erringen. Und zuerst schien es, als ob die Aufständischen gewinnen sollten. Heldentaten verrichteten diese Bauern und Bürger, die nie gewohnt gewesen waren, das Schwert zu führen.

Und ihnen allen voran Dambor, der Fahnenträger, mit jauchzendem Ruf, mit fanatisch glühenden Augen, ein Kämpfer für seine heilige Ueberzeugung, der alle anderen mit sich riß, in diesem Kampfe, in dem das Landvolk die wichtigste Rolle spielte, und in diesem war Dambor, der Weidmann, der in Lithauens weiten Wäldern zu Hause war und jeden Zuspreit kannte, der beste Führer.

Heute soll Lithauen frei werden! In Blut wollen sie's schreiben! Wild drängen die Hunde voran! Halleluja! — Und sie? Weshalb stürzte sie ihm nicht entgegen? Was hielt sie zurück? Beklommen atmete sie, wollte schreien und konnte nicht, hörte den Hund heulen und konnte ihn nicht wehren.

Und da brachte sie wieder ihn. Wo war die Gestalt geblieben?

Ah, jetzt wußte sie's Er hatte sich angemeldet. Er wurde tot!

Ein wilder Schrei gellte durch das Stübchen. Und bewußtlos lag das junge Weib auf den Dielen.

So hatten sie gegen Morgen die Feinde gefunden. Sie fanden auch die Verletzte der Knochen. Und man sagte ihnen, wessen Weib sie da gefunden.

Ah, das war ein feiner Fang. Dafür gab Murawiew noch eine Extrabelohnung! Den Henker von Wilna nannten sie ihn. Was nützte es da, daß armen Bogdana, daß der Mönch des benachbarten Klosters sie verteidigen wollte? Auch er war ja Lithauer. Wie konnte man ihm glauben? Und sprachen die gefundenen Kugeln nicht deutlich genug? Mit Stricken band man ihre Hände zusammen, und sie ließ sich binden, sah sich stumm um. Was hielt sie noch hier? Er, der Liebste war ja vorangegangen. Nur ihr Kind! Was wurde aus ihrem Kinde?

Aber mit heiligem Schwur nahm der Mönch das Kind aus ihren Armen. Er wollte es hüten und aufziehen zu einem tüchtigen Manne.

So ging Bogdana willig mit.

Zum Tode? Nein! Schlimmer als das! Zu der Verbannung, nach Sibirien! —

Und in starrer Felseinöde, in Klüften, in denen die Verbannten in den Bergwerken arbeiten, da schob ein stilles Weib ihren Karren in den tiefen Schacht. Tag für Tag ging sie still und gelassen ihrer Arbeit nach. Ihre Gedanken lebten bei ihrem kühnen, starken Manne, bei ihrem Vaterlande, für dessen Befreiung ihr Sohnchen heranwachsen sollte, um zu vollenden, was der Vater begonnen, Polens Freiheit! — — —

Und eines Tages trugen die müden Füße sie nicht mehr, die matten Hände ließen die schwere Bürde fallen. Ein seliges Klingen war in ihren Ohren, eine Helligkeit breitete sich um sie. Ist es die Sonne, die durch den Felsen bricht? Singen die Engel? Lächelte nicht die Madonna auf sie nieder, die Madonna, die in ihrem Stübchen hing?

Auch Bogdana lächelte, daß süße, kindliche Lächeln von einst, breitete die Arme dem himmlischen Licht entgegen und flüsterte mit seligem Leuchten in den Augen: „Liebster, ich komme, ich komme!" — — —

Und wieder tobt der Kampf, der Krieg durch die Welt! Rußland gegen Deutschland, Deutschland gegen Frankreich und England! Ein Morden aber, aufgewühlen im stillen Kloster in Lissabon, ein Mann, der jetzt bereits 50 Jahre alt geworden war, und in dessen Brust doch noch jugendlich und heiß der Glaube an ein freies Polen glühte, der hörte nur das eine: Krieg zwischen Rußland und Deutschland!

Ah, das verhaßte Rußland. Das Reich, das ihm seine beiden Eltern geknebelt hatte, das Reich, das seine Mutter in den Bergwerken Sibiriens beerdigt, das sollte siegen? Nein, auch Polen wollte aufstehen, wollte sich mit dem starken Deutschland verbinden, wollte helfen, den gemeinsamen Feind zu bekämpfen und selbst frei zu werden.

Nicht „finis Polonias" (Polens Ende) sollte es mehr heißen, sondern: „Es lebe Polen!" Auf zum Kampfe für's Vaterland Zur Wacht im Osten! Mit Deutschland gegen Rußland! So rächte sich's, Mutter! So führe ich dein Werk zu Ende, Vater, beim heiligen Werk zu Polens Ehre!

Wer in Gegenwart von Kindern spottet oder lügt, begeht ein todeswürdiges Verbrechen.
Marie von Ebner-Eschenbach.

Aus der Welt der Frau.

Kinder sind das Gold jeder glücklichen, der Kitt mancher unglücklichen Ehe.
Peter Sirius.

Die Frauen in neutralen Staaten.

In den neutralen Ländern arbeiten die Frauen mit in den verschiedenen Behörden oder freiwilligen Ausschüssen zur Linderung der wirtschaftlichen Not. Dies wird übereinstimmend aus den Niederlanden, Dänemark, Schweden, Norwegen berichtet. Ueberall setzte zu Beginn des Krieges ein jäher Abfluß in Handel und Industrie und eine erschreckende Arbeitslosigkeit ein. In Dänemark hofft man, daß die schlimmste Krise jetzt überwunden ist. In Italien mußte ein großer Teil der Fürsorge den italienischen Auswanderern gelten, die in fremden Ländern Arbeit gesucht hatten, und bei Ausbruch des Krieges plötzlich in Massen heimkehren mußten. Daß die Niederlande neben den Notstandsmaßnahmen für die eigenen Volksgenossen in aufopfernder Weise für die belgischen Flüchtlinge gesorgt haben, ist bereits durch die deutsche Tagespresse bekannt. In Norwegen ist ein skandinavischer Ausschuß eingesetzt worden, der sich mit der Frage der Bekämpfung der Arbeitslosigkeit zu beschäftigen hat; in diesem Ausschuß sind auch die Frauen durch die norwegische Fabrikinspektorin Betty Kjelsberg vertreten. In Schweden haben sich die Frauenverbände der verschiedensten Art (Stimmrechtsbewegung, Temperenzbewegung, allgemeine Frauenbewegung, kirchliche Frauenverbände) in einer einheitlichen Organisation, dem „Frauen-Rat" (Women's Call) zusammengeschlossen, um an der Bekämpfung der durch die eigene Mobilmachung und den Krieg der anderen Länder verursachten wirtschaftlichen Nöte mitzuarbeiten. In der Schweiz arbeiten zahlreiche Frauen jetzt mit in den Gemeindeverwaltungen; eine besondere Note der „Kriegsarbeit" der Schweizer Frauen ist die Fürsorge für die zahlreichen studierenden Frauen aus dem Ausland, von denen viele jetzt in Not geraten, da sie keine Geldmittel aus der Heimat bekommen.

Auch in den Vereinigten Staaten macht sich die „wirtschaftliche Blutstockung" fühlbar, die durch den Krieg hervorgerufen worden ist. In den südlichen Staaten der Vereinigten Staaten ist in diesem Jahr eine ganz besonders reiche Baumwollernte gewesen, aber diese Schätze können nicht verwendet werden, weil die Ausfuhr nach Europa behindert ist. So ist in Amerika eine förmliche „Baumwollkrise" entstanden. Auch hier suchen die Frauen durch die norwegische Fabrikinspektorin Betty Kjelsberg zu helfen. Auf Anregung einer Stimmrechtlerin hin kaufen die Stimmrechtsvereine große Ballen von Baumwolle auf, halten sie zurück, bis der Markt wieder gereglt ist, oder verwenden sie zu Wäsche und Kleidern für Notleidende; auch öffentliche Basare zum Verkauf von Baumwollsachen werden veranstaltet, um das Ueberflusses Herr zu werden! Vielviel aus Amerika zu den Arbeiten des „Roten Kreuzes" beigesteuert wird, ist bekannt. Aber eine neue und in Deutschland noch wenig bekannte Art der Propaganda für einen schnelleren Friedensschluß ist die Propaganda unter den Kindern Amerikas. Unter dem Vorsitz von Miß Lucie Deveren Blake hat sich ein Ausschuß gebildet, der Unterschriften sammelt zu einer Massenpetition amerikanischer Kinder an die Oberhäupter sämtlicher am Kriege beteiligten Staaten.

Mit dem Sammeln der Unterschriften unter diese Petition in Schule und Haus ist eine allgemeine Propaganda der pazifistischen Ideen unter der Jugend verbunden wohl als Hauptzweck.

Eine gebildete Landstreicherin.

Eine seltsame Blüte amerikanischer Weiblichkeit scheint ein junges Mädchen aus St. Louis, eine gewisse Miß Lane zu sein, die länger als ein Jahr wie ein echter Vagabund gelebt hat und mit den berüchtigsten amerika-

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853235-191501178/fragment/page=0002